

Redaktion, Administration, Druckerei:
 I. Kolowratring, Fichtegasse Nr. 11.
 Telefon-Nummern: Redaktion 379, 463, 1608,
 Administration 9489, Inseratenabteilung 1088.
Abonnement für Wien und das Inland:
 Monatlich:
 Zum Abholen: L. Wollzeile 20, Tel. 9789,
 oder I. Fichtegasse 11 K 28.000
 Zum Abholen in den Provinzen und anderen
 Wiener Verschickungsstellen K 28.000
 Bei täglicher Postversendung für Wien K 28.000
 Bei täglich einmaliger Versendung in die
 Provinz (Nr. 334 der österr. Zeitungsliste) K 28.000
 Bei täglich zweimaliger Versendung in die
 Provinz (Nr. 333 der österr. Zeitungsliste) K 28.500
Abonnement für das Ausland:
 Mit Postversendung täglich ein- zwei-
 mal mal
 Czecho-Slowakei O. K. 22 24
 Ungarn Ung. K. 1000 1020
 Jugoslawien Dinar 50 52
 Deutschland Mark 3000
 Polen Poln. Mark 800
 Frankreich Franc 10
 Italien Lire 15
 Bulgarien Lewa 60
 Rumänien Lei 80
 Alle übrigen Staaten Schw. Fr. 4

Neue Freie Presse.

Morgenblatt.

Inseraten-Aannahme
 In unseren Bureaus, Wien, I., Fichtegasse Nr. 11
 (Tel. Nr. 1088), I., Wollzeile 20 (Tel. Nr. 3789),
 I., Schulerstrasse 15 (Tel. 9789, 81. Anz.) und bei
 allen Inseraten-Bureaus des In- und Auslandes.
 Insertionspreise nach aufliegendem Tarif.
Postsparkassenkonti:
 Wien Nr. 26.230 Arram Nr. 40.070
 Prag Nr. 26.102 Laibach Nr. 20.202
 Budapest Nr. 29.256 Sarajewo Nr. 7.043
 Warschau Nr. 180.175.
 Konto bei der Deutschen Bank, Abt. Ausland 1 k,
 Berlin W 5, der Schweizerischen Kreditanstalt,
 Zürich, der Banca Commerciale Triestina, Triest,
 und der Banca Marmarosc. Bank & Co., Bukarest.
Einzelverkaufspreise:
 Morgenblatt an Wochentagen oder
 Nachmittagsblatt am Montag
 oder nach zwei Feiertagen K 1000
 Sonn- oder Feiertagsblatt K 1200
 Abendblatt K 800
 Abonnements können nur vorbehaltlich einer ent-
 sprechenden Nachzahlung bei eventuellen Preis-
 erhöhungen entgegengenommen werden.
 Für die an Agenten, Austräger oder Verschickungs-
 bezahlten Beträge leisten wir keine Garantie.

Nr. 20984

Wien, Samstag, den 10. Februar

1923.

Der Konflikt in Smyrna. Eine Note der Entente-Kommission an den Vertreter der Angoraregierung.

London, 9. Feb. ...
 Reuter erfährt, daß die alliierten Ober-
 kommissäre in Konstantinopel dem Ver-
 treter der Angoraregierung eine gemeinsame
 Note zugeföhrt haben, in der erklärt wird, die Alliierten
 könnten nicht zugeben, daß vor der Unterzeichnung des
 Friedens den Bewegungen der alliierten
 Kriegsschiffe oder dem Einlaufen in türkische Häfen
 irgendwelche Hindernisse bereitet würden. Die
 türkischen Maßnahmen bezüglich Smyrnas widersprechen
 den Regeln der internationalen Höflichkeit. Die Alliierten
 fordern formell die Zurückziehung des türki-
 schen Befehles, der den alliierten Kriegsschiffen das
 Einlaufen in Smyrna verbietet.

Aufrechterhaltung des Statusquo bis zur Regelung des Streitfalles.

London, 9. Februar.
 Die Blätter melden aus Konstantinopel:
 Zwischen dem türkischen Kommandanten von Smyrna und
 den Befehlshabern der alliierten Kriegsschiffe ist ein Ab-
 kommen geschlossen worden, demzufolge der
 Statusquo solange bestehen bleibt, bis der
 Streitfall über den Aufenthalt der alliierten Kriegsschiffe in
 türkischen Häfen auf diplomatischem Wege geregelt ist.

Ein englischer Kabinettsrat über die Ruhrfrage.

London, 9. Februar.
 Heute hat in London ein Kabinettsrat statt-
 gefunden, der sich mit der Frage der Besetzung
 des Ruhrgebietes befaßt hat. Die Nachrichten, die
 aus dem Ruhrgebiet vorlagen, ließen erkennen, daß für
 die Franzosen keine Aussicht besteht, die von
 ihnen beim Einmarsch ins Ruhrgebiet erstrebten
 Ziele in naher Frist erreichen zu können.

Weitere wirtschaftliche Annäherung zwischen Deutschland und Rußland.

Berlin, 9. Februar.
 Aus Neußerungen, die Tschitscherin hier getan
 hat, geht hervor, daß man in Rußland eine Wen-
 dung in der französischen Politik gegen-
 über Deutschland sehr willkommen halten
 würde und daß man in Rußland nichts schuldlicher wünsche,
 als eine friedliche Verständigung zwischen den französischen
 und deutschen Wirtschaftszugruppen. Das russische Interesse
 erfordere die wirtschaftliche Gesundung Deutschlands, weil
 ein wirtschaftlich zerrüttetes Deutschland
 nicht fähig sein würde, Rußland beim
 Wiederaufbau zu helfen.
 Tschitscherin hatte hier nicht nur Unterredungen mit dem
 Minister des Aeußern, sondern auch mit einer Anzahl von
 führenden Persönlichkeiten des deutschen Wirtschaftslebens.
 Die Folge dieser Berliner Besprechungen des Leiters der
 auswärtigen Politik Rußlands wird vielleicht eine
 weitere wirtschaftliche Annäherung zwischen
 Deutschland und Rußland auf der Grundlage des
 Vertrages von Rapallo sein.

Die Reise des Bundeskanzlers nach Belgrad.

Belgrad, 9. Februar.
 Der Termin des Besuches des Bundeskanzlers Doktor
 Seipel in Belgrad ist für den 28. d. festgesetzt.

Die heutigen Eisenpreise.

Die ausländischen Zahlungsmittel haben heute in
 Wien in ihrer Bewertung geringfügige Veränderungen
 aufzuweisen. Es notierten: Dollar 71.275 (gegen 71.075
 am 7. d.), Pfund 332.950 (332.210), französischer Franc
 4469 (4514), Schweizer Franc 13.350 (13.360), Lira 3436
 (3436), deutsche Mark 2.30 (1.95), polnische Mark 1.93
 (1.90), czecho-slowakische Krone 2112 (2112), ungarische
 Krone 26.85 (26.85). In Zürich hob sich die österreichische
 gestempelte Krone von 0.0075¼ auf 0.0075½ und Aus-
 zahlung Wien von 0.0074¼ auf 0.0075. Auch die deutsche
 Mark erhöhte sich von 0.01½ auf 0.01¾, was in Berlin
 zu einer Ermäßigung der Preise für die westlichen Devisen
 führte. Es notierten Dollar 30.622 (gegen 33.246 am 8. d.),
 Pfund 143.640 (158.103), österreichische Krone 43.89
 (48.12).

Die Frage nach der Rasse. Bei der bevorstehenden Volkszählung.

Wien, 9. Februar.

Oesterreich scheint den Ehrgeiz zu haben, allen Staaten
 der Welt in einem Punkte voraus zu sein. Aber dieser Vor-
 sprung stellt leider keinen Fortschritt dar, sondern eine Ab-
 weichung vom richtigen Wege, ein Zugeständnis an das üble
 Vorurteil und an die blinde Gehässigkeit. Heute ist eine Ver-
 ordnung des Bundesministeriums für Inneres und Unterricht
 erschienen, die einige Anordnungen für die am 7. März statt-
 findende Volkszählung enthält. Wesentlich ist, daß nach der
 neuen Verfügung eine Frage der Zählblätter nicht nur die
 Sprache, sondern auch die Volkszugehörigkeit und Rasse er-
 forschen soll. Mitte Januar hat Vizekanzler Dr. Frank noch
 in Verfassungsausschuß darauf hingewiesen, daß es un-
 möglich sei, den Wünschen der Rassenfanatiker bei den dies-
 maligen statistischen Erhebungen nachzukommen, weil die
 Zählformulare bereits vorhanden seien und weil jede Ab-
 änderung auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoße. Inner-
 halb einer ganz kurzen Zeit hat also die Regierung ihre Auf-
 fassung von dem, was sich durchführen und was sich nicht be-
 werktstelligen läßt, geändert, und die soeben erschienene
 Verordnung trägt die Unterschrift desselben Ministers, der
 vor Wochen noch die technischen Bedenken geltend machte.
 Sonst mahlen die Mühlen der Verwaltung in Oesterreich
 sehr langsam und jede Reform, die nach vorwärts führt, jede
 Neuerung, die uns der Kulturwelt näherbringen will, kann
 bloß zögernd und unter Ueberwindung der mannigfaltigsten
 Hindernisse ins Werk gesetzt werden. Mit einem Male aber
 kommt der vielgeläuterte Amtsschimmel zur Ueberrajchung aller
 in Trab, und es drängt sich die Frage auf, ob diese feltame
 Verjüngung auch eingetreten wäre, wenn nicht gerade die
 Schürer des Rassenhasses die Peitsche geschwungen hätten.

Die Vorschrift, daß bei der Volkszählung die Rasse
 festzustellen sei, muß den schärfsten Widerspruch hervorrufen.
 Im Jahre 1880 wurde in Oesterreich damit begonnen, die
 Umgangssprache der Bevölkerung zu ermitteln. Bald traten
 jedoch die nichtdeutschen Nationen mit der Forderung hervor,
 daß die Frage nach der Nationalität in den Mittelpunkt
 gerückt werden möge, ein Wunsch, auf den die Regierungen
 nicht eingehen wollten. Für ihr ablehnendes Verhalten
 kamen verschiedene Gründe in Betracht und nicht zuletzt die
 Ansicht, daß sich die Nationalität nicht so einwandfrei
 erforschen lasse wie die Umgangssprache. Nun soll plötzlich
 ein Sprung ins Dunkle gewagt und die Rasse ermittelt
 werden. Dieser Begriff ist der österreichischen Gesetzgebung
 früher fremd geblieben und ist durch den Friedensvertrag
 von Saint-Germain einverleibt worden. Doch ein Blick in
 irgendein französisches Wörterbuch lehrt, wie vieldeutig das
 Wort „race“ ist und daß bei der Uebersetzung des Original-
 textes oberflächlich vorgegangen wurde. Schon die Neugierde
 nach der Volkszugehörigkeit erscheint überflüssig, weil die
 Auskunft, die über die Sprache gegeben wird, alles Wissens-
 werte und Zweckdienliche mitteilt. Immerhin kann die
 Antwort nach dem Empirischen gegeben werden, und wenn
 das Gefühl auch im allgemeinen kein unbedingtes verlässlicher
 Führer ist, so mag es in dem besondern Falle
 dennoch die richtige Bahn weisen. Doch ganz anders liegen die
 Verhältnisse bei der Ermittlung der Rasse. Die Angaben
 auf einem amtlichen Formulare müssen der Wahrheit ent-
 sprechen, müssen hieb- und stichfest sein, denn sonst läuft
 jede Person Gefahr, sich Strafen zuzuziehen. Im Zuge der
 Optionserledigungen wurden zahlreiche Beschwerden an den
 Verwaltungsgerechtigshof geleitet und dieses hohe Tribunal

Die 2. Fortsetzung des Romans „Bekenntnis
 eines Herzkiavens“ von Ernst Lothar
 befindet sich auf Seite 15.

Feuilleton.

Sanct Philippus Neri.

Von Hermann Vahr.
 „Wir müssen es einmal sagen, weil es uns lange
 auf dem Herzen liegt: Voltaire, Hume, Lamettrie, Helve-
 tius, Rousseau und ihre ganze Schule haben der Moralität
 und der Religion lange nicht so viel geschadet als der strenge
 kranke Pascal und seine Schule.“ Dieser Satz steht in einer
 Rezension, die der junge Goethe für die Frankfurter gelehrten
 Anzeigen schrieb, und ich glaube mir aus ihm das tiefe Miß-
 trauen erklären zu können, das Goethe sich gegen den
 Katholizismus sein ganzes Leben bewahrt hat. Pascal war
 ein halber Jansenist, er war der Feind der Jesuiten und so
 kam er in den Ruf eines Aufklärers, eines verhältnismäßig
 frei denkenden Katholiken. Wie gräßlich enge mußten also
 dann erst die richtigen Katholiken sein! schloß der junge
 Goethe. Daß Pascal eben in dieser seiner inneren Enge, in

sollte den Begriff der Rasse klar umschreiben. Allein, er
 mußte sich auf negative Entscheidungen beschränken, weil
 eben eine erschöpfende, allen Einwänden trotende, un-
 umstößliche Erläuterung gar nicht zu geben ist.

Und nun richtet das Bundesministerium für Inneres
 und Unterricht an jeden Bewohner unseres Landes die Zu-
 mutung, eine Frage zu beantworten, über deren Wesenskern
 noch die Weisen streiten. Die Heimat der modernen Rassen-
 theorie ist Frankreich, und Graf Gobineau gilt als Vor-
 kämpfer. Man gewinnt jedoch den Eindruck, daß die Jünger
 das bändereiche Hauptwerk über die Ungleichheit der
 Menscherrassen nicht allzu genau oder überhaupt nicht gelesen
 haben, denn sonst würden sie wissen, daß Graf Gobineau
 wiederholt die Notwendigkeit der Rassenmischung hervorhob
 und sie geradezu für die Kulturentwicklung als uner-
 läßlich bezeichnete. Auch wurde bereits des öftern
 darauf verwiesen, daß der französische Theoretiker sogar
 der Meinung huldigte, daß die Deutschen überwiegend
 slawisch-keltischer Herkunft seien und weniger germanisches
 Blut in ihren Adern haben als seine eigenen Landsleute.
 Ueberall gibt es noch Unklarheiten, Unsicherheiten, Wider-
 sprüche, und die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem
 Rassenproblem hat bisher nur dargegan, daß noch keine
 einwandfreie Wissenschaft von der Rasse existiere. Bundes-
 kanzler Dr. Seipel schilderte selbst vor Jahren in einem
 interessanten Buche über Nation und Staat, in welchem hohem
 Maße Begriff und Merkmal schwankend seien, wie sehr es
 an jeder systematischen, unverrückbaren Abgrenzungsmö-
 glichkeit fehle. Und nun soll am siebenten März jeder
 Bewohner für sich das Rätsel lösen, und zwar in einer
 Weise, die den strengen Anforderungen genügt, die das
 Gesetz an die Wahrheit stellt. Man kann sich ausmalen, in
 welchen Gewissenskonflikt Tausende und Tausende kommen
 müßten, wie schwierig die Entscheidung bei den Sprößlingen
 aus Mischehen würde, ganz abgesehen davon, daß der Beweis
 der absoluten Rassenreinheit wohl nur schwer und nur selten
 zu erbringen wäre.

Behördliche Verfügungen sollen nicht von Schlagworten
 beeinflusst sein und nicht das Kennzeichen der Lächerlichkeit
 oder der Unerfüllbarkeit an sich tragen. In Oesterreich gibt
 es seit den Maria Theresianischen Zeiten Volkszählungen,
 und ihre Technik hat sich im Laufe der eindreiwertel Jahr-
 hunderter grundlegend geändert. Die Tagesströmungen wech-
 selten, aber es wogten immer heftige Kämpfe, es bestanden
 stets Gegensätze. Trotzdem hat sich das Bedürfnis Geltung
 verschafft, die statistischen Erhebungen mehr und mehr den
 fachlichen Anforderungen anzupassen und die wissenschaftlichen
 Ansprüche zu berücksichtigen. Soll jetzt von diesen schönen
 Ueberlieferungen mit einemmale abgegangen werden, soß
 Oesterreich, das seinen kulturellen Leistungen, das der Arbeit
 seiner Forscher und Gelehrten so viel verdankt, sich vor der
 Welt bloßstellen und beweisen, daß nicht einmal die Volks-
 zählung von schädlichen Einflüssen freigehalten zu werden
 vermag? Die Einführung des Antisemitenkodes in die
 Staatsverwaltung, der vagen Rassen-theorien in die Statistik
 wäre nicht nur auf das tiefste zu beklagen, sondern die
 Wirkung im Ausland müßte sich bald schmerzhaft fühlbar
 machen. Ueberhaupt könnte gegenwärtig nichts Trübseneres
 und nichts Verhängnisvolleres geschehen als die Abkehr
 von den guten Traditionen und die Gefährdung des wohl-
 verdienten Rufes. Oesterreich braucht Sachlichkeit und
 Wirtschaftlichkeit, doch nicht Rassenhagen, Verständigung
 und Zusammenwirken, aber nicht Haß und Gewalttätigkeit.
 Die Verordnung über die Volkszählung ist ein Mißgriff
 schlimmster Art, der nicht praktisch wirksam werden darf.
 Wir haben wahrlich andere Sorgen als die Frage der
 Rassenzugehörigkeit.

seiner religiösen Intoleranz unkatolisch war, daß in diesem
 weltberühmt gewordenen Kampf seiner Lettres Provinciales
 er der Cicerer gegen die menschliche Natur, der „Rasse“, der
 Belot ist und die Jesuiten die Sache der Menschlichkeit
 führen, daß, nach Voltaire's, gewiß eines unerdächtigen
 Zeugen, Aussage dans la question principale les jesuites
 avaient raison contre les jansenistes, bedachte der junge
 Goethe nicht, ihm war durch den widerwärtigen Pascal der
 ganze Katholizismus ein für alle Mal verleidet und so
 mächtig wirken Vorurteile der Jugend durchs ganze Leben
 nach, daß er es sich durch keinen lebendigen Gegenbeweis
 widerlegen ließ, selbst durch das leuchtende Bild der edlen
 Fürstin Gallizin nicht. Er gab sich Mühe, darum nicht
 ungerecht zu sein, „die Klugheit der Jesuiten“ rühmt er
 gern — „nicht Klugheit, wie man sie sich in Abstracto
 denkt, es ist eine Freude an der Sache dabei, ein Mit-
 selbstigenuß, wie er aus dem Gebrauche des Lebens ent-
 springt“ und willig erkennt er an ihren Kirchen „etwas
 Großes und Vollständiges in der Anlage, das allen Menschen
 insgeheim Ehrfurcht einflößt“, doch immer wieder, wenn sich
 Bewunderung für den Katholizismus in ihm regt, meldet sich
 unwillkürlich wärend folglich, was er selber die „prote-
 stantische Erbsünde“ nennt: sie lenkt ihn an Assisi vorbei,
 „die Kirche, wo der Heilige Franziskus ruht, ließ ich links,
 mit Abneigung“: und wenn er den „päpstlichen Funktionen

Deutschlands Kohlenversorgung nach der Absperrung des Ruhrreviers.

Von Dr.-Ing. Georg Cotheln.
Mitglied des deutschen Reichstages.

Berlin, 5. Februar.

Die sorgenschwere Frage: Kann Deutschland seine passive Resistenz gegenüber der französisch-belgischen Besetzung des Ruhrreviers mit Erfolg durchführen, ist nach der Absperrung der Kohlentransporte nach dem unbesetzten Deutschland in erster Linie eine Kohlenfrage.

Nach der Auslieferung der Saargruben an Frankreich, nach der Losreißung von vier Fünfteln des ober-schlesischen Industriegebietes kommen rund 80 Prozent der deutschen Kohlenförderung auf das Ruhrrevier. Deutsch-Oberschlesien förderte in den letzten Monaten 800.000, Niederschlesien 480.000, Sachsen 340.000 Tonnen. Dazu kommt noch die Förderung der kleinen Kohlenreviere bei Osnaabrück, am Deister und in Bayern von etwa 18.000 Tonnen, in Summa also 1,8 Millionen Tonnen. Die Förderung der nichtbesetzten Teile des Ruhrreviers dürfte auf weitere 0,5 Millionen Tonnen zu veranschlagen sein. Die Ernterückung der feindlichen Besetzung auf das Ruhrrevier würde ein großes Mehraufwand von Truppen erfordern. Die dabei in Frage kommenden Gebiete verbrauchen zudem den größeren Teil ihrer Kohlenförderung selbst. Der Verlust des Ruhrreviers nach dem unbesetzten Gebiete betrug in den letzten Monaten des abgelaufenen Jahres rund 2 1/2 Millionen Tonnen. Die Förderung der im letzteren gelegenen Steinkohlengruben läßt sich durch Uberschichten, zu denen sich ihre Belegflächen bereits eraldiert haben, und durch stärkere Belegung der Abbaubereite auf Kosten der Aus- und Vorrichtungsarbeiten um gut eine halbe Million Tonnen monatlich steigern. Die Monatsförderung des mitteldeutschen Braunkohlenreviers betrug 8,3 Millionen, die des bayerischen 0,2 Millionen Tonnen. Sie läßt sich, da es sich ganz überwiegend um Tagbau handelt und da die Arbeiter sich nicht nur zu Uberschichten, sondern zum Teil auch zur Sonntagsarbeit bereit eraldiert haben, rasch und beträchtlich — mindestens auf 11 Millionen Tonnen — steigern. In wesentlicher geringerer Umfange ist das mit der Fabrikation von Briquets der Fall; aber auch darin dürfte eine Produktionsvermehrung von 10 bis 15 Prozent möglich sein. (Sonntagsarbeit.)

88 Prozent der deutschen Kohlerzeugung kommen auf das Ruhrrevier, das allerdings auch deren größten Teil selber verbraucht und monatlich 0,55 Millionen Tonnen an die Entente abzugeben gezwungen war. Innerhalb erweist sich hier — zumal nach Aufzehrung der Vorräte — eine erhebliche Einfuhr als notwendig. Die Hochofenwerke an der Ruhr, ebenso wie die Hochofenwerke an der Saarrevier infolge der riesigen Brangablieferungen an die Entente ihren Bedarf nicht mehr zu bedecken vermochte. Waren doch selbst die niederrheinisch-westfälischen Eisenwerke deshalb in erheblichem Maß auf englischen Koks angewiesen, der jetzt ins unbesetzte Gebiet gelangt. Die Einfuhr von englischem Koks erreichte im September 1922 mit 30.478 Tonnen ihren Höhepunkt, um mit der Verschlechterung der Markt bis auf 18.800 Tonnen zurückzugehen. Natürlich wird man sie jetzt wieder forcieren. Ebenso lag es mit der Einfuhr englischer Steinkohle, die sich aber im Oktober-November immer noch auf durchschnittlich 1,1 Millionen Tonnen belief. Die Abflüsse über erheblich größere Mengen englischer Kohle und Koks sind bereits erfolgt.

Polnisch-Oberschlesien hat uns im Oktober 970.000 Tonnen Steinkohle, Koks und Briquets geliefert, im November freilich nur 580.000 Tonnen. Schuld am Rückgang trug der Wagenmangel in Polen, wo nach den

amtlichen Angaben des dortigen Verkehrsministers 1565 Lokomotiven und 42.800 Waggons fehlten und der Reparaturstand mit 34 Prozent nahezu doppelt so hoch wie vor dem Krieg ist. Da in Deutschland zurzeit 60.000 bis 70.000 Waggons und die entsprechende Zahl Lokomotiven unbenutzt stehen, so können wir genügend rollendes Material für den Abtransport der jetzt gegen Winterende noch nahezu 400.000 Tonnen betragenden Vorräte sowie der frischen Förderung nach Deutschland stellen, so daß mit einer wesentlich höheren Einfuhr gerechnet werden kann.

Zweifellos wird Frankreich auf Polen einen starken Druck ausüben, Deutschland die Kohlen zu sperren. Aber unter dem überaus gefährlichen Gegendruck Rußlands einerseits, bei seiner trostlosen finanziellen und traurigen Wirtschaftslage andererseits wird Polen dem Folge zu geben sich hüten und lieber die Vorteile mitnehmen, die der vermehrte Absatz nach Deutschland seinem gar nicht anders zu erzielenden Hauptabgabebereich für Kohle bringt.

Auch die Tschechoslowakei dürfte angesichts ihrer schweren wirtschaftlichen Notlage gern bereit sein, Deutschland Kohle, Koks und Braunkohle abzugeben. Bei einer Arbeitslosenziffer von ungefähr 300.000, ungerichtet die Zahl der Arbeitslosen, und angesichts der großen Geldbestände von Kohle wird sie sich sehr wohl zu entlasten. Bisher stellte sich die tschechische Kohle für uns zu teuer, aber, wo es ums Ganze geht, nimmt man auch das in Kauf.

Ein Teil der ausfallenden Ruhrkohle kann durch Braunkohle ersetzt werden, so daß auch dadurch unsere Kohlennot gemildert werden kann. Ganze Industrien, wie der Kalibergbau, die mitteldeutschen Stickstoffwerke (Burna, Pieswig), die dortige Glas- und keramische Industrie u. a. m., ebenso die großen elektrischen Ueberlandzentralen, die Berlin, Leipzig, Dresden mit Strom versorgen, verwenden nur Braunkohle.

Das unbesetzte Deutschland geht auch nicht ungerührt in den Kampf. Die Reichsbahnen haben sich bereits im Herbst mit großen Vorräten an englischer Kohle eingedeckt. Am Jahresanfang waren sie für sieben Wochen vorrächtig. Der Reichskohlenkommissar gibt nur vierzig Tage dafür an und meint auch, daß die Industrie nur für diese Zeit Vorräte habe. Aber gerade dem Reichskohlenkommissar wird über die vorhandenen Kohlenvorräte nie die Wahrheit gesagt. Jeder gibt die seinigen zu niedrig an, um besser beliefert zu werden; ganz besonders, wenn die Kohlenpreise und Frachten alle paar Wochen erhöht werden. Schon aus dem letzteren Grund — auch aus dem, nicht durch einen unvorhergesehenen Bergarbeiterstreik in Verlegenheit gesetzt zu werden — hatten sich Industrie und Gaswerke Vorräte für Monate hingehängt. Da kam der Einmarsch ins Ruhrrevier mit der Ausfuhrsperrung nach Frankreich und Belgien. Und in den drei Wochen ihrer Dauer wurde aus dem besetzten ins unbesetzte Gebiet an Kohlen und Koks abgefahren, was nur irgend möglich war. Man wird hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, wenn man annimmt, daß allein in dieser Zeit anderthalb Millionen Tonnen mehr ins unbesetzte Gebiet gelangt sind. Dazu kam der abnorm milde Winter, in dem für Heizung und Wohnräumen, Fabriken, Bureau, Theater und öffentlichen Lokalen noch nicht die Hälfte dessen verbraucht wurde, wie im vergangenen Jahre. Wer es irgendwie konnte, hatte sich Vorräte hingehängt. In den mit Zentralheizung versehenen Häusern des Berliner Westens dürfte kaum eines sein, das nicht bis in den Februar 1924 mit Kohlen und Koks versehen ist. Hier ist noch eine starke unsichtbare Reserve für die Industrie, wenn sie nach einigen Monaten knapp mit Koks werden sollte.

Natürlich muß sorgfältig gespart werden. Der Personenverkehr der Eisenbahnen hat eine starke Einschränkung erfahren; die zeitige Polizeistunde vermindert den Lichtverbrauch. Gas ist so teuer, daß das Publikum ohnehin spart,

doch sollen auch Gassterrstunden eingelegt werden. Und wir gehen den langen Tagen und dem Sommer entgegen, wo Hausbrand und Beleuchtung wenig Kohle erfordern. In den viel Brennstoff erfordern Betrieben soll die 46-Stunden-Woche auf fünf Tage verlegt werden, was ebenfalls wesentliche Kohlenersparnis bringt, usw.

Unter Berücksichtigung all dessen glaube ich, daß man vor Jahresfrist nicht in ernstliche Schwierigkeiten mit der Kohlenversorgung kommen wird. Man wird eben sparen und sich behelfen.

Im Ruhrrevier haben inzwischen die Franzosen und Belgier durch das Anhalten selbst der Kohlenzüge nach Italien, der Schweiz und den Niederlanden, durch das Anhalten der Kohlenzüge aus den nach den unbesetzten Gebieten gehenden Zügen heillose Verwirrung angerichtet und sich für die von ihnen in ihrem Sinne geplante Änderung des Verkehrs selbst die größten Hindernisse bereitet. Wie ich bereits früher dargelegt, halte ich es für ausgeschlossen, daß sie dort ihr Ziel erreichen. Die bald vier Wochen, die die Besetzung des Ruhrreviers in Gang ist, haben Frankreich nicht nur enorme Kosten, sondern auch schwerste wirtschaftliche Schäden gebracht. Zwar dürfte sich angesichts der großen Lagerbestände eine größere Kohlennot nicht so bald einstellen, wenn nicht der drohende Streik im Saarrevier ein großes Loch in ihre Rechnung reißt. Aber wie ich bereits vor 14 Tagen geschrieben, wird ihre Eisenindustrie durch das Ausbleiben des Ruhrkohls schwer in Mitleidenschaft gezogen. In Luxemburg mußten bereits dreißig Hochofen kaltgelegt werden. Das würde für beide zusammen einen monatlichen Ausfall von nahezu 500.000 Tonnen Koks bedeuten. Und je länger die Koksperre dauert, um so schlimmer wird es.

Während die deutsche Eisenindustrie aus der Not eine Tugend gemacht und in weitem Umfang statt der Verarbeitung von Hochofen die von Schrott in Marlinen zu Klumpen aufgearbeitet hat, wozu kein Koks benötigt wird, ist die luxemburgische wie die ostfranzösische ganz vorwiegend auf die Weiterverarbeitung des aus den Hochofen kommenden flüssigen Roheisens angewiesen. Dann bedeutet aber das Dämpfen der letzteren wegen Koks mangels auch das Einstellen des Stahl- und Walzwerksbetriebes.

Das Saarrevier langt mit seiner Kohlerzeugung selbst kaum, Belgien ebenfalls nicht. England kann die seine auch nicht so rasch liefern und hat gar kein Interesse, durch Kokslieferungen Frankreich die Durchführung der von ihm mißbilligten Ruhraktion zu ermöglichen. Ganz abgesehen davon, daß sich in Lothringen der englische Koks so teuer stellen würde, daß die Wettbewerbsfähigkeit der dortigen Eisenindustrie ausgeschlossen wäre.

Frankreich hatte vor dem Krieg eine monatliche Steinkohlenförderung von 3,5 Millionen Tonnen, wovon 2,82 Millionen Tonnen auf die zerstörten Gebiete kommen, deren Förderung inzwischen wieder auf 1,275 Millionen Tonnen gestiegen ist, so daß seine gesamte Eigenförderung ohne Saargruben jetzt höchstens 2,3 Millionen Tonnen monatlich betragen dürfte, wovon mindestens 10 Prozent auf den Selbstverbrauch der Gruben abgehen. Seine Braunkohlenförderung ist nicht nennenswert. Aus England führte es im Jahre 1922 13,58 Millionen Tonnen ein. Angenommen, die englische Einfuhr könnte in voller Höhe aufrechterhalten werden, so würden ihm — wenn es aus dem Ruhrreviere nichts bekommt und der Streik im Saarreviere länger Zeit anhält — nur über 3,2 Millionen Tonnen monatlich verfügen.

Da die englischen Bergarbeiter den französischen Einfuhr ins Ruhrrevier aufs schärfste verurteilen, so ist es — zumal, wenn die Franzosen sich dort immer brutaler gebärden — keineswegs ausgeschlossen, daß erstere sich

an der Sixtinischen Kapelle großen Geschmacks und vollkommene Würde" nicht abstreiten kann, so gesteht er doch gleich wie in seiner Entschuldigung vor sich selber: „ich bin aber im protestantischen Dogmenismus so alt geworden, daß mir diese Herrlichkeit nicht mehr als gibt.“ In solcher Verstockung merkt er selber gar nicht, wie stark das katholische Rom ihn insgesam dennoch berührt: denn sein tiefstes italienisches Erlebnis, die Besinnung auf das Geheimnis der großen Form, verdankt er doch dem Anblick der katholischen Welt allein. Was er heimbringt, nennt er antik und ahnt nicht, daß es im Grunde barock ist. Schon Ophigene, deutlicher der Schluß Egmonts und Tasso, gar aber dann das Märchen kündigt an, was sich in Paläophron, der natürlichen Tochter, der Achilleis fortbildet, um in Pandora, den Wahlverwandtschaften, dem Epimenides und der Helena die barocke Tradition zu vollenden. Ein Heiliger sieht an diesem Wege Goethes: Philippus Neri.

In einem Brief aus Neapel, vom 26. Mai 1787, nennt ihn Goethe zum erstenmal; man hört heraus, wie kurios er ihn findet. „Den klarsten Menschenverstand“ rühmt er an ihm, und „die reinste Würdigung oder vielmehr Abwürdigung der irdischen Dinge, den tätigen Verstand in leiblicher und geistlicher Not, seinem Nebenmenschen gewidmet.“ Und besonders merkt er noch an, „daß gerade dies zu Luthers Zeit geschah und daß mitten in Rom ein tüchtiger, gottesfürchtiger, energischer, tätiger Mann gleichfalls den Gedanken hatte, das Geistige, ja das Heilige mit dem Weltlichen zu verbinden, das Himmlische in das Säkulum einzuführen und dadurch ebenfalls eine Reformation vorzubereiten.“ Auch erwähnt er Neris Wahlspuch, den der übrigen vom heiligen Bernhard hatte: „Spernere mundum, spernere te ipsum, spernere te sperni, und jetzt hinzu: „Die beiden ersten Punkte bildet sich ein Hypochondrist wohl manchmal ein, erfüllen zu können, um aber sich zum Dritten zu bequemen, müßte man auf dem Wege sein, ein Heiliger zu werden.“ Darin verrät sich der Frankfurter Ratsjohn; ich muß gestehen, mir würde von den drei Geboten gerade spernere sperni noch weitläufig am leichtesten sein.

Aber wenn Philippus damals in Neapel, wo vermutlich an seinem Feste irgendeine kurze Lebensbeschreibung zum Gebrauch des Volkes in Goethes Hand geriet, zunächst auf ihn bloß als eine Karikatur gewirkt haben mag, die Gestalt

blieb ihm im Gemüte haften. Noch elf Jahre später laucht sie plötzlich in einem Gespräch mit Schiller, bei dem er im neuen Garten sitzt, wieder auf: „Scherz über die Demütigung und Anrufung des heiligen Philippus Neri“ notiert das Tagebuch. Und so notiert es, August 1808, in Karlsbad wieder: „Mittag Erinnerung an verschiedene legendenartige Gegenstände, besonders des heiligen Neri, wie er seine adlichen Jünger mit dem Fuchschwanz durch Rom schickt und die Wundertäterin prüft.“ 1810 aber, als er, Gaderts Leben vorbereitend, in den alten italienischen Papieren nachsieht, gewinnt der Heilige solche Macht über ihn, daß in vier Tagen der Aufsatz „Philipp Neri, der humoristische Heilige“ (später der Italienischen Reise beigelegt) entsteht. Warum eigentlich „humoristisch“? Weil Goethe vorher ganz ungewohnt war, sich einen Heiligen anders vorzustellen als trübsinnig, erdenfeind und lebensgram, weil er sich einen Katholiken nur als blaffen Jammermann denken kann, weil Philippus das erste lebendige Beispiel strahlender katholischer Herzensfreudigkeit ist, das ihm begegnet. Was Goethe den „Humor“ Philippus nennt, ist weder für diesen Heiligen noch für seine Zeit besonders charakteristisch. Als einst der selige Jordan von Sachsen, der Dominikaner zweiter Ordensgeneral (im dreizehnten Jahrhundert), mit seinen jungen Leuten bei der Komplet, dem kirchlichen Abendgebet, war, da fing, während sie beteten, plötzlich einer von ihnen zu lachen an, das streckte seinen Nachbar an und so mußte die ganze Schar lachen, sie konnten sich nicht helfen; Magister Jordan aber, sie segnend, sprach: „Nacht nur zu, meine Lieben, ihr habt allen Grund, seid ihr doch dem Teufel entwichen und frei von seinen Ketten; laßt nur, meine Lieben, laßt nur zu!“ Vom heiligen Dominikus selber aber schrieb sein Biograph Dietrich von Apolda: „Eine unerschütterliche Seelenruhe war ihm eigen, und weil ein froh Gemüt das Antlitz heiter macht, erschien der Friede seiner Seele auch in der Heiterkeit seiner Miene.“ Und der heilige Ignatius hat einmal gesagt, daß ihm eine Viertelstunde der Sammlung im Gebet genüge, um aller inneren Unruhe Herr zu werden, selbst wenn sein Lebenswerk zerfällt und die Gesellschaft Jesu aufgelöst würde wie Salz im Wasser. (Wir möchten das interessante Essay Hermann Bahrs nicht mit einer Polemik verbinden, trotzdem es in mancher Hinsicht unserer Weltanschauung widerspricht. Anm. d. Red.) Und

bei Thomas von Kempfen heißt es: „Es ist etwas Großes um die Liebe. Sie trägt die schwersten Lasten und fühlt die bitterste Jäh, alles Widerliche schmacht.“ Gar aber der heilige Franziskus war unter allen diesen Humoristen Gottes, die perdonano per lo tuo amore e sostengono infirmitate e tribulatione, der allerfreudigste, sein Speculum perfectionis (jetzt auch deutsch von Dr. Hans Schönhöfer bei Herder in Freiburg erschienen) überströmte von Gottesfreudigkeit, er schrieb sein inneres Glück in die Welt hinaus, er sang und geigte und tanzte (tripudiatum) nennen es seine Brüder, tripudium hieß bei den Alten der dreimal aufstampfende Waffentanz, Siegestanz, Jubeltanz) es dem lieben Gott vor, bis er dann vor Seelenlust zuletzt immer in Tränen ausbrach und seine Seligkeit in das bittere Leiden unseres Herrn ergoß. Und nichts empfahl er den Seinen so dringend als die Freude, die geistliche Freude, denn „sie beschämt den bösen Feind. Ihm und seinem Anhang überlassen wir die Traurigkeit, wir aber wollen uns im Herrn freuen und frohlocken.“ Schade, daß Goethe sich von Assisi weggedrückt hat! Er hätte dort den „Humor“ Philippus, den Humor der Heiligkeit, den katholischen Humor erst recht verstehen gelernt. Er selber kam ja von Philippus niemals ganz los. Noch drei Jahre vor seinem Tod beschäftigte die Gestalt des Heiligen ihn wieder von neuem: „Was in den Actis Sanctorum nach geraumer Zeit das Leben des Philippus Neri“ heißt's im Tagebuch unter dem 2. Mai 1829. Und monatelang betrachtete er abends mit Niemand wieder die Gestalt des Heiligen: „Wir gingen das Leben des Philippus Neri durch“, „Philippus Neri besprochen und anderes Verwandte“, „Philipp Neri's Leben in einigen Punkten näher betrachtet“ und so weiter. Er fühlte, daß hier ein Geheimnis für ihn lag, das große Geheimnis, das er gestaltend am Schluß des zweiten „Faust“ berühren durfte, doch dessen Sinn seinem Verstande verschlossen blieb. Dieser „humoristische“ heilige Philippus schaute zuweilen auf: „Gott, es ist genug, halt ein mit deiner Gnade, ich ertrage sie nicht mehr!“ Und immer wieder hörten sich diese Schiller beteuern: „Herr, ich bekenne, daß ich niemals etwas Gutes getan habe.“ Diese beiden Sätze kündigen einen Mann an, der weit über die Darstellung Goethes hinausgreift. (Daß Goethe selber nachsühlend dem Heiligen näher kam als das

weigern, Kohle für Frankreich zu liefern. Dann aber gestaltet sich die französische Brennstoffversorgung katastrophal. Es ist deshalb wohl verständlich, daß trotz umfassendster Stützungsaktionen der Franzosen fortwährend fällt — seit Jahresbeginn um nahezu 30 Prozent seines damaligen Wertes. Die Mark dagegen erholt sich langsam von ihrem furchtbaren Kurssturz. Die Dollarparität ist von dem Tiefstand von 50.000 bereits auf 35.000 gestiegen. Damit steht sie freilich erst ein Fünftel bis ein Viertel so hoch, als allein der Golddeckung der Reichsbanknoten entspricht.

Wir brauchen also nicht zu verzagen, sondern können — so ernst und schwer die Lage für uns ist — hoffen, siegreich zu bleiben; freilich erst nach einem viele Monate währenden Kampf.

Polens Friedenswillen.

Von polnischer Seite.

Wien, 9. Februar.

Seit dem Abschluß der Friedensverträge ist wohl noch nie so viel über Kriegsmöglichkeiten, Mobilisierungen und Truppenkonzentrationen gesprochen und geschrieben worden, wie gerade in diesen kritischen Tagen, da die Entscheidung über eine Reihe wichtiger internationaler Probleme in unmittelbarer Nähe gerückt erscheint. Als charakteristisches Merkmal der augenblicklichen Stimmungen könnte man wohl die Tatsache festhalten, daß zwar niemand an die Möglichkeit eines neuen Krieges glaubt, aber alle von ihr sprechen. Neben der allgemeinen Nervosität, die dazu führt, daß auch die unsinnigsten Gerüchte als wahr hingenommen werden, ist auch geschichtliche Tendenzmacherei eifrig an der Arbeit, die öffentliche Meinung zu verwirren. Auch Polen wird, trotz aller Dementis noch immer in den Kreis der Kriegskombinationen gezogen; deshalb erscheint es geboten, von dem einfachen Hinweis auf offiziöse Dementis abzugehen und sich der Mühe zu unterziehen, einmal auch die logische, die innere Wahrscheinlichkeit dieser Gerüchte, zu prüfen.

Keinpolen hat, wie man weiß, zum Unterschied von allen anderen Staaten, die auf den Trümmern des Weltkrieges neu aufgebaut wurden, einen schweren Kampf um die Festlegung und Sicherung seiner Grenzen führen müssen. Es war unmittelbar nach seiner staatlichen Auferstehung von der schweren Gefahr bedroht, von den Bolschewisten, die damals ihren Traum von der Revolutionierung Westeuropas noch nicht ausgeträumt hatten, überrannt zu werden. Es mußte also noch nahezu zwei Jahre lang nach dem Weltkrieg Krieg führen. Und zwar einen Krieg, der gewiß nicht leicht war und von der Nation die gewaltigste Kraftanstrengung erforderte, deren sie nach den Mähen und Verwüstungen des zum großen Teil auf polnischem Gebiet geführten Weltkrieges noch fähig war. Dem schweren Kampf mit der Roten Armee folgte ein langwieriges Ringen mit den Sowjetdiplomaten — Europa hat in Genä und in Lausanne die Erfahrung machen können, daß es nicht leicht ist, mit Sowjetdiplomaten zu verhandeln — und erst viele Monate später als andere Staaten konnte Polen an die Konsolidierung seiner innerpolitischen Lage und den wirtschaftlichen Wiederaufbau schreiten, auch da noch durch die Notwendigkeit der endgültigen Vereinerung seiner Westgrenzen aufgehalten. Wer solche schwere Opfer an Gut und Blut bringen mußte, ehe er sich sagen durfte, daß die Grenzmannern seines Staates nun endlich wirklich ausgerichtet sind, der geht peinlich allen Kriegsabenteuern aus dem Wege und setzt alles daran, sich mit seinen Nachbarn friedlich zu verständigen.

Mit wem soll eigentlich Polen im gegebenen Augenblick Krieg führen? Es hat gewiß alle Ursache, für die Aufrechterhaltung der durch die Friedensverträge geschaffenen Neuordnung einzutreten, und wird immer bereit sein, an der energischen Abwehr jeglicher Verletzung der Friedensverträge werktätig mitzuwirken. Aber von da bis zur Notwendigkeit einer Mobilisierung im gegenwärtigen Moment ist ein sehr

weiter Weg. Alle Kombinationen, die davon wissen wollen, daß Polen irgendwie in die gegenwärtig im Zuge befindliche Auseinandersetzung zwischen Frankreich und Deutschland gezogen werden könnte, sind im vornherein von der Hand zu weisen. Von einem deutsch-französischen Krieg kann ja, wie jedes Kind weiß, keine Rede sein, und zur Durchführung der Sanktionen bedarf Frankreich in keiner Hinsicht des militärischen Beistandes Polens. In den Beziehungen Polens zu Sowjetrußland ist keine Veränderung eingetreten, die irgendwelche Kriegsvorbereitungen notwendig machen würde, und selbst der so häufig zitierte eventuelle Eintritt des „Casus foederis“ mit Rumänien für den Fall eines kriegerischen Konflikts zwischen Rußland und Rumänien kann nicht als Teufel an die Wand gemalt werden, da gerade jetzt die Verhandlungen zwischen Sowjetrußland und Rumänien sich günstiger denn je darstellen. Durch den litauischen Einfall ins Memelgebiet hat sich Polen, trotzdem in Memel für Polen überaus wichtige wirtschaftliche Interessen auf dem Spiel stehen, von den Nichtlinien seiner Friedenspolitik in keiner Weise abdrängen lassen, und es begnügte sich mit einem Protest an die Vorkonferenz. Und wie sehr es ihm widerstrebt, auch nur den Gedanken an einen Waffengang mit Litauen aufkommen zu lassen, das jahrhundertlang treu zu Polen gehalten, das hat Polen erst jüngst durch die Haltung auf der Pariser Tagung des Völkerbundes bewiesen, wo seine Vertreter zum Unterschied von den litauischen sich rüchhaltlos mit den Vorschlägen des Völkerbundes einverstanden erklärten. An ein kriegerisches Abenteuer im Osten und im Norden ist also kaum zu denken. Liebe demnach nur noch die müßige Kombination, daß Polen durch sein freundschaftliches Verhältnis zur kleinen Entente in irgendwelche Beziehungen zu den Kriegsgerüchten gebracht werden könnte, die die Aufrechterhaltung des politischen Status quo in Mitteleuropa betreffen. Aber man weiß ja, daß Polen mit der kleinen Entente durch keinerlei Abmachungen gebunden ist, die es zur Teilnahme an einem kriegerischen Unternehmen dieser Mächtegruppe verpflichten würde; man weiß ferner, daß Polens Beziehungen zu Ungarn durchaus freundschaftliche sind, und man weiß schließlich, daß alle jene Gerüchte nicht ernst, gewiß aber nicht tragisch zu nehmen sind. Man mag überall Umschau halten — nirgends ist der Feind zu erblicken, gegen den Polen zu Felde ziehen soll.

Man braucht sich also in Europa nicht zu beunruhigen. Polen wird Frieden halten und wird sich weiter eifrig bemühen, seine Beziehungen zu den europäischen Staaten auszubauen und zu vertiefen. Es wird freilich auch dazu stehen, daß es in seiner schweren Arbeit des wirtschaftlichen Aufbaues und der Konsolidierung der innerpolitischen Verhältnisse in keiner Weise gestört werde. Aber dazu bedarf es freilich keiner Kriegsabenteuer und auch keiner Mobilisierung.

Poincaré und der Außenausschuß.

Telegramm unseres Korrespondenten.

Paris, 9. Februar.

Die Weigerung Poincarés, dem Kammerausschuß für äußere Angelegenheiten die verlangten Aufklärungen über Orient und Ruhr zu geben, wird in parlamentarischen Kreisen leidenschaftlich erörtert. Unter den Mitgliedern der Kammer herrscht im allgemeinen die Auffassung vor, daß die ablehnende Antwort Poincarés als berechtigt anzuerkennen sei. Man betont, daß allgemein gehaltene Angaben über die schwebenden Fragen kein Interesse hätten und in Einzelheiten gehende Mitteilungen die Stellung Frankreichs schwächen könnten, da Indiscretionen trotz des vertraulichen Charakters der Ausschüßberatungen kaum zu vermeiden wären. Auf jeden Fall rechnet man in Pariser Kreisen nicht mit der Möglichkeit eines ernstesten Konflikts, der zum Sturz des Kabinetts führen könnte.

er, der Freund der Wissenschaften und Künste, wenn er auf der Gasse Schabernack trieb, wenn er's darauf anlegte, zum Gespött der Stadt zu werden, er, dem der Papst Gregor die Hand küßte, er, der Reichvater Clemens' des Achten, so war das nicht aus Witz, Uebermut oder Laune, sondern aus Herzenssehnsucht nach Erniedrigung, um Menschenfurcht und Ehrliche zu tilgen aus seiner Brust: er kannte den bösesten Feind in uns.

Auch Philipps hohe Verdienste um die Musik lehrte uns Pastor. Dem Heiligen ging's dabei zunächst um das Laienapostolat. In den Pausen zwischen seinen Ansprachen wurde gesungen. Wir haben noch die Texte: „Wenn's hier auf Erden, in diesem Tal des Glends, schon so wunderschön ist, wie herrlich wird es dereinst erst sein, qual Gioia o conforto sera nel porto?“ „Wer in den Krieg uns Himmelreich will, auf!, levisi da terra ei venga a farsi cavallier di Christo.“ Die Musik dazu stellte sein Chormeister Giovanni Animuccia bei, den Pastor als einen Vorläufer Palestrinas schildert. An diesen Uebungen im Oratorium von San Virgolino und San Maria in Vallicella nahm von Jugend auf der später sehr berühmte päpstliche Sänger Grazio Griffi teil, der im Vorwort zu seiner Ausgabe des von Giovanni Francesco Anerio vertonten Teatro armonico spiritualis dieses Werk dem heiligen Hieronymus und dem indessen schon selig gesprochenen Philippus widmete: „Dir, heiliger Hieronymus, gebührt die Ehre zuerst, denn in deinem Hause gelangte der selige Filippo während dreißig Jahren zu dem hervorragenden Grade von Heiligkeit. Du aber, seliger Filippo, hast so heldenmütige und einsige Werke vollbracht, daß die Beförderung der Sitten von vielen Gläubigen großenteils durch dich ihren Anfang genommen hat.“ Diesen Worten hört man an, welche Breite und Tiefe der inneren Existenz der katholische Glaube gibt: hier auf Erden schon fühlt sich der Katholik im Schutz der himmlischen Mächte und mitten in seine Gegenwart blickt helfend auch alles Vergangene herein, rings schließt sich das Reich Gottes um ihn. Da hat er es leicht, „humoristisch“ zu sein.

Nach dem Ort, von dem die neue musikalische Form ausging, erhielt sie dann ihren Namen: das Oratorium ist ein Kind des heiligen Philipps Neri.

Cardiens Vorstoß gegen Poincaré.

Im „Echo National“ führt Tardieu aus, seit zehn Jahren sei es nur ein einziges Mal vorgekommen, daß die Regierung sich in einer so ernsten Lage geweigert habe, einem parlamentarischen Ausschuß Mitteilungen zu machen, die sie in einer offenen parlamentarischen Sitzung nicht machen zu können glaube. Man müsse fragen, was Poincaré veranlaßt, mit einer so berechtigten parlamentarischen Tradition zu brechen. Tardieu erinnert daran, daß Poincaré als Vorsitzender des Senatsausschusses für äußere Fragen auf Information durch die Regierung bestanden habe und während der Konferenz von Cannes so weit ging, im Namen des Ausschusses an Briand telegraphisch eine Verwarnung zu richten, die den Rücktritt der Regierung veranlaßt habe. Tardieu zitiert aus diesem Telegramm Poincarés den Satz: „Der Senatsausschuß ist der Ansicht, daß keine Entscheidung ohne die Mitwirkung des Parlaments endgültig werden kann.“ Er betont, daß der Kammerausschuß jetzt denselben Standpunkt vertritt, wie damals Poincaré. Den Einwand, daß der Ministerpräsident keine Zeit habe, widerlegt Tardieu durch den spöttischen Hinweis auf Poincarés uner-müdbliche Bereitschaft zu Reden auf Banketten, bei Denkmalenthüllungen und Delegationsempfangen. Tardieu äußert zum Schluß höhnisch, Poincarés Weigerung bedeute wohl, daß der Ministerpräsident vom Erfolg der Ruhraktion fest überzeugt sei und einen wirtschaftlich und politisch glänzenden Ausgang des Unternehmens für nahe bevorstehend halte. Der Kommissionsausschuß für äußere Angelegenheiten werde sich über ein solches Ergebnis herzlich freuen und dankbar anerkennen.

Es verdient Beachtung, daß die große Mehrheit der französischen Zeitungen über den Vorstoß Cardiens gegen das Kabinett einstweilen schweigt. Nur die „Action Française“ greift heute Tardieu wegen des Ansturmes gegen Poincaré als schlechten Patrioten an. Leon Daudet erinnert daran, daß Tardieu einst Briand als Verräter bekämpft habe. Er bedauert, daß Tardieu in seinem verblendeten Ehrgeiz mit Briand gemeinsame Sache mache, und versichert zum Schluß, daß die beiden Verschwörer in der Kammer ersten Widerstand finden würden, falls sie versuchen sollten, das Kabinett zu stürzen.

Gerücht über eine geplante Umbildung des Kabinetts Poincaré.

London, 9. Februar.

Die Blätter weisen in Telegrammen aus Paris auf die in der öffentlichen Meinung Frankreichs zutage tretende Unzufriedenheit mit dem bisherigen Ergebnis der Besetzung des Ruhrgebietes hin. „Daily Herald“ berichtet, Poincaré habe Schritte unternommen, um der drohenden Krise zu begegnen, die sich in der Kammer mit Bezug auf das zugegebene Scheitern der bisher im Ruhrgebiet getroffenen Maßnahmen bemerkbar mache. Es heißt, Poincaré habe den Wunsch, sein jetziges Ministerium in eine Koalitionsregierung nach Art der im Jahre 1914 geschaffenen umzugestalten. Man glaube, daß Tardieu aufgefordert worden sei, dem geplanten Ministerium als Außenminister beizutreten, während Poincaré Ministerpräsident bleiben soll.

Die ersten Kohlenzüge nach Frankreich gebracht.

Telegramm unseres Korrespondenten.

Essen, 9. Februar.

Die Franzosen konnten gestern ihren ersten Erfolg buchen. Es ist ihnen gelungen, vom großen Rangierbahnhof Wettau die ersten Kohlenzüge nach dem Westen abzulassen. Diese Züge sind in Aachen-West eingetroffen; von dort aus haben sie direkten Anschluß nach Frankreich. Von offizieller deutscher Seite wird diese Nachricht der Franzosen bestätigt. Es ist festgestellt worden, daß im Laufe des gestrigen Tages drei Kohlenzüge, ein kleiner und zwei mittlere, nach dem linken Rheinufer abgingen und daß heute früh auf dem Bahnhof Wettau von insgesamt 17 Kohlenzügen nur noch 9 vorhanden waren. Es muß also im Laufe der Nacht den Franzosen möglich geworden sein, 5 Züge wegzubringen.

Daß die Franzosen es dazu gebracht haben, die Kohle abzuführen, ist ja kein Wunder. Sie haben die Linie Wettau-Überhausen-Recklinghausen-Lünen-Nord vollkommen in ihrem Besitz, ebenso die Ruhrtalbahn über Werden-Steels-Hattingen nach Hagen-Vorhalle. Auf diesen beiden Strecken arbeitet kein deutscher Eisenbahner. Die Franzosen haben mit Hilfe der herangezogenen französischen Eisenbahntruppen einen wenn auch notdürftigen Betrieb eingerichtet können, der ihnen auch ermöglicht, daß sie die Kohlenzüge aus dem Innern des Reviers nach dem Bahnhof Wettau bringen. Sie bemühten sich in den letzten Tagen, durch Versprechung hoher Löhne Arbeitskräfte anzuwerben. Ein Teil der in Oberschlesien angeworbenen polnischen Arbeitskräfte ist im Ruhrgebiet eingetroffen. Diesen Leuten wird ein Tagelohn von 40.000 bis 50.000 Mark bezahlt. Maschinenkundige Arbeiter und solche, die schon auf Lokomotiven gefahren sind, erhalten 18.000 Mark für die Stunde. Es handelt sich, wie die Behörden feststellen konnten, zum allergrößten Teil um junge Leute, denen man von deutscher Seite niemals die Führung einer Lokomotive anvertrauen würde, noch viel weniger den Posten auf einem Stellwerk, auf dem nur ausgesuchtes Personal beschäftigt werden kann.

Die gestrige Aktion der Franzosen, die in aller Morgenfrüh von Recklinghausen aus mit Infanterie, Artillerie und Eisenbahntroopern vor sich ging, erwies sich mehr als das, wofür es die Franzosen ausgegeben haben, als ein Beutezug. Sie haben im Laufe des gestrigen Tages auf den Bahnhöfen Herne und Wanne versucht, die Kohlenzüge wegzubringen. Es ist ihnen aber bisher nur auf dem Bahnhof Herne gelungen, 150 beladene Waggons wegzuschleppen und nach Recklinghausen zu führen. Dagegen sind die Züge auf dem Bahnhof Wanne, wohl weil die Stellwerke nicht in Ordnung waren und von den Franzosen nicht be-

stehend, spürt man an den Wirkungen Philipps auf die Wanderjahre.)

Kardinal John Henry Newman, dessen Vorträge über den heiligen Philipp in der Kapelle der Oratorianer zu Birmingham der Münchner Theaterverlag jetzt deutsch herausgegeben hat, lehrt uns ihn viel inniger kennen. Hier sehen wir den Jüngling aus seiner Vaterstadt Florenz, wo das Kind ins Kloster von Sanct Markus, das Kloster Savonarolas, zur Schule ging, nach Monte Cassino kommen, aus dominikanischer Zucht unter die benediktinische Regel; und von diesem sanften Händedruck des heiligen Benedikt bleibt fortan sein Leben durchwärmt. Dann aber hat er in Rom die gewaltige Begegnung mit dem heiligen Ignatius. Die beiden sind einander so wesentstief verwandt, sie sind zum Apostolat geboren, sie sind in innigster Demut gewiß, daß Christus sie hier auf Erden braucht, ihre Hilfe braucht, angewiesen ist auf ihre Tat: was Pater Zippert, „das Geheimnis göttlicher Hilfslosigkeit“ genannt hat, befeuert sie, darin wurzelt, daraus erwächst ihre Kraft. Hatte Philippus von Benedikt gelernt, was er zu sein, von Dominik, was er zu tun hatte, nun lernt er von Ignaz nach wie. So gewinnt er jene bewundernswürdige Sicherheit und Freiheit des Geistes, die ihn zu seiner durchaus ironischen Behandlung des äußeren Lebens ermächtigt. Sie sieht obenhin zuweilen fast nach Jynismus aus, nach außen wirken die Heiligen oft wunderbar genug; auch die heilige Teresa, im selben Jahr geboren wie Philippus, zwei Jahre bevor der Augustinermönch in Wittenberg seine Theien anschlug, kam braven Leuten eher närrisch vor, una vagamunda y inqnia schalt sie der Rinzjus Segä, und ihr Freund Juan de la Cruz, vielleicht der klarste Verstand unter allen, die sich jemals der Mystik ergeben haben, jaß jahrelang gefangen. Heilige sind unbequem.

Sein volles Maß aber zeigt uns Philippus erst, im Zusammenhang mit seiner Zeit gesehen. Darum tritt er in dem eben (bei Herder in Freiburg) erschienenen neunten Bande von Ludwig Portors „Geschichte der Päpste“ mächtiger und vor allem persönlicher als selbst in Kardinal Newman's unvergeßlich inniger Erzählung hervor. Auch was Goethe seinen „Humor“ nennt, lernen wir erst ganz verstehen durch das seinen Oratorianern auferlegte Gebot, sich dreimal die Woche zu geißeln. Wenn er sich dem Gelächter der Stadt preisgab,